Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 4

Artikel: Jeremias Gotthelf [Schluss]

Autor: Hunziker, Rudolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633987

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jeremias Gotthelf.

Bortrag von Dr. Rudolf Hunziker, Winterthur. (Schluß.)

Ich will noch ein weiteres Beispiel dafür anführen, daß die Idee bei Gotthelf das Wesentliche, alles andere nur Mittel zum Zweck ist. Wir folgen Sakobs des Handwerksgesellen ereignisreichen Wanderungen durch die Schweiz mit nie erlahmender Spannung; wir glauben über alles genau unterrichtet zu sein, was er treibt und denkt. Und dabei merken wir nicht einmal, daß uns nirgends mitgeteilt wird, was für ein Sandwerf er ausübt. Welcher moderne Schrift= steller hätte es wagen dürfen oder wagen wollen, dem geistig keineswegs bedeutenden Jakob, dem Helden eines didleibigen Buches, diese wirkungsvolle Folie von vornherein zu entziehen? Sätte es nicht jeder für eine der ersten Pflichten gehalten, bis in die Einzelheiten hinein die Schreinerei ober die Schusterwerkstatt oder die Schneiderbude, in der Jakob arbeitete, mit allem Drum und Dran gewissenhaft zu schilbern? Gotthelf konnte sich das sparen; das zwingende Licht der Idee ließ alle äußeren Konturen dieses Lebenslaufes so scharf und klar, in solch natürlicher Gegenständlichkeit von dem gedanklichen Sintergrunde sich abheben, daß der Leser weit davon entfernt ist, irgendwo eine Lucke ju

Gotthelf meinte einmal, er wäre wohl, wenn er jeden Tag einen tüchtigen Ritt hätte machen, sich in der freien Natur hatte tummeln konnen, nie Schriftsteller geworden. Diefer Ausspruch ift sicherlich übertrieben, und doch liegt viel Wahres darin. Das ästhetische Künstlertum war gegen seine innerste Natur, darum betrachtete er das Schreiben lediglich als ein Austoben der männlichen Kraft. In den Briefen, die er als Student von Göttingen nach Sause fandte, hören wir fast nie von einem afthetischen Erlebnis: Theater machte keinen wesentlichen Eindruck auf ihn, Gemäldegalerien besuchte er taum, und um die Musik bekummerte er sich gang und gar nicht. Gotthelf ist nie in Italien gewesen, aber wir können mit Sicherheit annehmen, daß ihm eine italienische Reise keinen innern, humanistischen Gewinn gebracht, daß ihn die Landschaft als solche kaum entzückt hätte. Die Außenwelt spielte für den unerhört scharf Beobachtenden nur insofern eine Rolle, als sie der Rahmen für die rätselvolle, ewig fesselnde Erscheinung des Menschen ist. In dieser Sinsicht verbindet ihn eine auffallende Wahlver= mandtichaft mit dem Ruffen Doftojewsti. In beiden wüten die Dämonen der Zerrissenheit, beide stehen im Zeichen der fünstlerischen Formlosigkeit und zugleich der höchsten gestaltenden Genialität. Der epische Formwille beseelte und verssengte beide: ben Psinchologen Dostojewski und den Ethiker Gotthelf. Gotthelf war es nicht gegeben, im Inrischen Melos der Sprache zu schwelgen; wuchtig und unaufhaltsam drängen seine Sätze vorwärts, der epische Formwille hat sie geschmie= det in der Glut der ethischen Energie.

Auf solchem Boden rang auch er in heißem Bemühen um die seiner Idee abäquate Form. Mehrere seiner größeren und kleineren Werke liegen in zwei und drei versschiedenen Fassungen vor, er ruhte nicht, die er seine künstelerische Absicht voll verwirklicht sah. Sprachkultur im engern Simn, wie sie uns bei Keller zur Bewunderung hinreißt, war Gotthelfs Sache nicht, und er ist sich sicherlich, wenn er einen Roman zu schreiben begann, über den Ausgang der Geschehnisse häufig noch keineswegs klar gewesen; aber das ethische Ziel leuchtete hell und unverrückt, ihm zur Ehre geschahs, daß er weitläusig wurde, daß er sich gehen zu lassen scheint. Wer Gotthelf Sorglosigkeit im Ausbau vorwirft, der hat nie einen ernsthaften Blief in seine Werkstatt getan.

Gotthelfs Stil wirkt darum so erquidend, so jugends bie ideelsen Güter der Menscheit zieht Gotthelf ins Feld. Die Religion, die Ehe, die Familie, die Würde der Gesamts simpulsiven Temperamentes ist. Und dieser Stil erins nert uns an die prophetische Diktion jener Rufer, die in der Ist der Mensch des Guten überhaupt noch fähig, wenn ihm

Bibel für die sittlichen Güter, für Glauben und Recht entzückt und entrüstet, strasend und lobpreisend in die Schranken traten. Aus dem Bibelkenner Gotthelf ist — und hier denken wir wiederum zugleich an Luther — ein Meister der Sprache, ein Sprachschöpfer geworden. Und wie die Bibel derart als Gemeingut der Menschen empfunden wird, daß es keinen Sinn hat, ihre Neuauslagen in der Zeitung anzupreisen, so haben auch Gotthelfs Werke ein Anrecht darauf, immer tiefer ins Bewußtsein des Volkes zu dringen, sein selbstwerständliches Besitzum zu werden. Die Extreme bezühren und umschlingen sich: aus der ausgeprägtesten Eigenart der geniasen Einzelpersönlichkeit strömt, wenn die Schlacken ihrer Zeit in die Vergessenheit gefallen sind, ein bleibender Segen für die Gesamtheit.

Diese Betrachtungen leiten unmerklich zum letten Thema meiner Einführung über: Gotthelf der politische Reaktionär. In den gärungsreichen Dezennien 1830—1850 platten die Geifter in frisch erwachter Fehdeluft aufeinander, und die politischen Leidenschaften äußerten sich oft in unverhüllter Brutalität. Wohl können wir aus der heutigen Bogelperspektive von einer gesunden Entwicklung jener fortschrittlichen Ideen sprechen; wer aber wie Gotthelf mitten im Ringen stand und gegen den reißenden Strom ankämpfte, der konnte die Zeichen der Zeit unmöglich immer verstehen. Man hat Gotthelf als dem selbstherrlichen, despotischen Berner, als einem schwarzen Ronservativen daraus einen schwerwiegenden Borwurf konstruiert, daß er den Gedanken der Zentralissation mit aller ihm zu Gebote stehenden Berve ablehnte, daß er nicht in den Jubel einstimmte, als die Verfassung von 1848 den überlebten Staatenbund ins Grab sentte und dem Bundesstaat ungeahnte Möglichkeiten froher B'üte schuf. "Das Wort zentralisieren ist heutzutage ein beliebtes Wort, in einer Republik sollte es ein gehaftes sein." Das ist Gotthelfs Credo, wie er es in der "Armennor" formulierte.

An all dem will ich kein Jota in Abrede stellen; aber man versuche einmal, Gotthelfs politische Bekenntnisse zu einem Snstem zusammenzufügen, genau festzulegen, welch eine Regierungsform ihm das begehrenswerte Ideal bedeutete. Aus Gottfried Rellers Werfen leuchtet uns mit flarer, ja behaglicher Deutlichkeit der demokratische Liberalismus als die beglückende Staatseinrichtung entgegen; aber je eifriger wir bei Gotthelf nach der endgültigen Barole fahnden umso mehr scheint er zu versagen. Er schimpft und wettert mit allen ihm gur Verfügung stehenden Mit= teln gegen den sogeheißenen "entschiedenen Fortschritt", wie ihn die sechsundvierziger Raditalen in Bern einführten, er wird nicht mude, einzelnen seiner Bertreter, wie Ochsen= bein und Stämpfli, den Fehdehandschuh ins Gesicht zu schleubern, er richtet die Stohkraft seiner Offensive gegen Hochschullehrer, die das raditale Gift der Jugend einimpfen, gegen Wilhelm Snell und Eduard Zeller, er verschont mit seiner aggressiven Kritik auch die Männer nicht, die, wie Alfred Escher, in andern Kantonen und auf der eidgenössischen Arena der nämlichen Fahne folgen. Immer find es einzelne Menschen, deren verderblichem Einfluß Gotthelf ent= gegenzutreten sich gezwungen fühlt. Auch die eigene Partei kann ihn nicht rückhaltlos für sich in Anspruch nehmen; denn er wird nirgends zum unbedingten Lobredner der alten Generation; daneben bricht bisweilen der Berner Aristofrat mächtig in ihm hervor, denn als Geistlicher ist er der "Berr", der über seine Gemeinde gebietet.

Gotthelfs Rampf gegen den Radikalismus, gegen die Zentralisation, ist im letzten Grunde keine politische Parteistrage, sondern ein ethisches Problem. Er ist der von namenslosm Weh gesättigte Aufschrei einer Zeit, die ihr Bestes gefährdet sah. Nicht für den Konservativismus, sondern für die ideellen Güter der Menscheit zieht Gotthelf ins Feld. Die Religion, die Ehe, die Familie, die Würde der Gesamtsheit und des Einzelnen, alles schien ihm unterwühlt zu sein. Ist der Mensch des Guten überhaupt noch fähig, wenn ihm

jede Berantwortung abgenommen und dem Staat überbunden, wenn ihm die heiligen Rechte seiner Persönlichkeit und jedwede Initiative gewaltsam entrissen werden? Wird der Mensch das Gute noch wollen, wenn sein Wirken in den Schnürleib von Gesetzen und Paragraphen gezwängt ist? Reller bejahte diese Frage, er erwartete das Seil zum guten Teil vom Staate, von einem bestimmten Snstem. Gotthelf schaute tiefer und trot seines religiosen Optimis= mus pessimistischer, denn die irdische Unvollkommenheit, die Tragik des Menschentums war ihm ureigenes Erlebnis. Er fürchtet das Schlimmste von den nivellierenden Tendenzen, er ahnt die gewaltigen Gefahren des Utilitacismus und des Industrialismus. Darum kennt er kein alleinseligmachendes politisches Gebilde; nicht von außen, einzig und allein aus der ethischen Erneuerung des inneren Menschen fann nach seiner Ueberzeugung die Rettung kommen. So steigt Gotthelfs Ranzel hoch über die Zinnen der Partei empor. Ihm bangt vor dem Entschwinden der naturhaften Individual= fraft im Menschen; denn sie allein hält er für fähig, das Gute zu schaffen und zu wahren, sofern sie vom göttlichen Geist durchflutet, sofern die Lehre Christi ihr selbstverständ= licher Schild ift.

Wie die Natur dem steten Wandel unterliegt, und wie dieser Wandel zugleich ihre Stetigkeit bedeutet, so erhebt sich Gotthelfs Menschheitsideal nicht auf einer bestimmten staatlichen Basis. Mit der intuitiven, weitausladenden Gebärde der fühnen Snnthese weist er nach den ewigen Pflich= ten, nach den "Rechten, die droben hangen unveräußerlich und ungerbrechlich wie die Sterne felbst." Gottsried Reller schreitet auf induttiven, gesetzlichen Pfaden zu solchen Söhen empor, er dringt von der Einzelerfahrung, von der philo= sophischen Ueberzeugung zu diesen Offenbarungen vor; aber wir haben es in der jungsten Zeit miterlebt, daß der Boden, den der in der Schule Feuerbachs gestählte Realist felsenfest und unzerstörbar mähnte, unter wilden Gärungen neu sich gestaltet. Im wohlgeordneten Reiche des freidenkenden Staatsschreibers von Zürich, der mit scharfsinniger Folgerichtigkeit den Glauben seiner Jugend von sich streifte, findet sich für die Berkundiger einer neuen sozialen Aera kaum irgendwo eine Stätte; das Weltreich des Mnstikers Gotthelf dagegen, der nicht den Wandel als solchen, sondern lediglich eine einzelne Erscheinungsform für verwerflich und verhang= nisvoll hält — dieses Weltreich steht allen offen, die für Wahrheit und Recht sich opfern und dem Bosen ewige

Feindschaft schwören. So reckt der engumzirkte Emmentaler Pfarrherr, der dem religiösen Bekenntnis seiner Kindheit treu blieb, seinen streitbaren Arm weit in den unbegrenzten Rosmos hinaus.

Aber er weiß zugleich, daß, solange wir das irdische Kleid tragen, wir nur Bilgrime sind nach dem gelobten Land. Wir denken an die alte, von Lessing geprägte Erfenntnis, nach der nicht die Wahrheit, sondern der immer rege Trieb nach Wahrheit dem Leben des Menschen die Berechtigung und die stete Würze schafft. Darum bleibt es auf Kampf gestellt, und dieser Kampf ist nicht nur ein Mittel zum ersehnten Ziele, sondern zugleich der Sinn und der Zwed des Daseins selbst.

Wohl schaut der fühne Schwimmer Jeremias Gotthelf mitten in den brausenden Wogen in lichter Ferne grüne Inseln irdischer Glüdseligkeit, und je älter er wird, umso ätherischer weiß er sie zu schildern: Das Erdbeerimareili, Der Sonntag des Großvaters, Die Frau Pfarrerin. Aber immer wendet sich sein männlicher Sinn nach diesen Pausen verklärten Schauens mit neuem Mut und neuer Kraft dem schweren Ringen mit den Mächten der Finsternis zu. Er ist dem treuen Wächter zu vergleichen, der auf die bange Frage: "Hüter, ist die Nacht bald hin?" die trübe Antswort fündet: "Wenn der Morgen schon kommt, so wird es doch Nacht sein." Aber in der frohen Sicherheit, daß der Mensch am metaphysischen Sein sein unverrüdbar Teil habe, wird er nicht müde, mit seinem unverschöpflichen Pfunde zu wuchern. Denn ihn durchglüht die willensstarke Hoffnung, daß das Reich des barmherzigen, allgütigen und vollkommenen Gottes schon auf Erden sich offendare.

In der Winternacht.

Es wächst viel Brot in der Winternacht, Beil unter dem Schnee frisch grünet die Saat; Erst wenn im Lenze die Sonne lacht, Spürst du, was Gutes der Winter tat.— Und däucht die Welt dich öd und leer, Und sind die Tage dir rauh und schwer: Sei still und habe des Wandels acht: Es wächst viel Brot in der Winternacht.

F. W. Weber.



J. Volmar (1796-1865): Spukhaftes aus Bern-Altstadt.

Die sprechende Katze.

Spukhaftes aus Bern-Altstadt.

Mitgeteilt von F. A. Bolmar. (Zu nebenstehendem Bilbe.)

Die Sprechende Rage.

Eine Sebamme kehrte in später, stodfinsterer Nacht von einer Geburtshilfe nach Hause. Gegen 12 Uhr langte sie bei ihrer Wohnung an der Brunngasse an. Um den Schlüssel schneller in das Loch steden zu können, zündete sie eine Laterne an. Plöhlich sah sie im deren Schein eine schwarze Rahe, die ihr gemütlich zurief: "Guete-n-Abe, guete-n-Abe! Wie geit's?" Kaum hatte sie das gelagt, so verschwand sie wieder.